

CHRISTIANE LIND

# Das Haus auf der Blumeninsel

ROMAN



KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Originalausgabe Juni 2013

Knaur Taschenbuch

© 2013 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Bettina Traub

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Robert Harding Images / Masterfile;

© Gettyimages / Holger Leue; © FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-51333-0

2 4 5 3 1

# Kapitel 1

Madeira, Ponta do Pargo, Frühling 1929



Die blauen Stunden. Das sanfte Licht der Dämmerung, bevor der Tag begann. Amelia setzte sich auf die Kante des Bettes und erhob sich mühsam. Auf bloßen Füßen tapste sie zum Fenster, um hinauszuschauen. Mit einem Lächeln begrüßte sie den Morgen. Nur wenig Grün breitete sich vor ihren Augen aus; überwiegend Gras und ein paar Kakteen, die typisch für die Insel waren, wuchsen auf dem Hochplateau. Sie betrachtete das tiefe Blau des Meeres und das sanftere Blau des Himmels, das vom Weiß einzelner zarter Wolken durchzogen war. Ihr Blick fiel auf den rot-weißen Leuchtturm, der über den steil abfallenden Klippen aufragte und sie an ihr Zuhause erinnerte. Amelia schauderte, was nicht der Morgenkühle geschuldet war, sondern dem Gedanken an ihre Familie. Ihre Mutter und ihre Schwester sollten gestern auf der Insel angekommen sein, wo sie sich standesgemäß eine Suite im Reid's Palace genommen hatten. Einen Tag Aufschub. Heute würde sie es nicht mehr vermeiden können, ihnen gegenüberzutreten.

Amelia seufzte und wandte sich vom Fenster ab. Mit vorsichtigen Schritten ging sie in die Küche, um sich einen Tee zuzubereiten. Ihre Schwester würde sicher spotten, dass nicht einmal eine Köchin oder eine Zofe ihr in ihrem Exil auf Madeira Gesellschaft leisteten. Die Begegnung würde auf einen Streit hinauslaufen. Einen Wortwechsel, wie sie ihn seit den Tagen ihrer Kindheit führten. Immer hatte die Jüngere haben wollen, was der Älteren lieb und teuer war. Jedes Mal hatte sie gewonnen. Nur dieses Mal würde Amelia nicht nachgeben, würde sich nicht dem Diktat von Familie und Konventionen beugen.

Mehr als die Bosheit ihrer Schwester fürchtete sie die Kühle ihrer Mutter. Niemals würde diese so weit die Fassung verlieren, dass sie im Streit laut würde. Niemals von den Regeln des Anstands abweichen, die so stark in ihr verankert waren. Unter keinen Umständen. Auf dem Gesicht ihrer Mutter würde Amelia jedoch ablesen können, welche Enttäuschung sie, die älteste Tochter, für sie war. Niemals hatte Amelia ihrer Mutter etwas recht machen können, und schon als Kind hatte sie sich stets gefragt, warum ihre Mutter sie ablehnte. Vielleicht, weil sie nicht ihre richtige Mutter war.

Amelia schüttelte den Kopf, um die dunklen Gedanken auf einen späteren Augenblick zu verschieben. Es täte ihrem Kind nicht gut, wenn ihre Stimmung bereits in der blauen Stunde so düster war. Mit einer dampfenden Tasse Tee in der Hand setzte sie sich an den Sekretär und öffnete die Schublade. Voller Bewunderung strich sie über die Intarsien, mit denen ein wahrer Meister der Tischlerkunst das Schreibmöbel verziert hatte. Neben den Stunden, die sie mit Malen und Zeichnen verbrachte, war ihr die morgendliche Zeit am Sekretär die liebste. Die Zeit, in der sie Briefe an ihr Kind schrieb. Jeden Tag

einen. Dreißig waren es inzwischen, die in der Schublade darauf warteten, dass ihr Kind geboren wurde und dass sie ihm die Briefe eines Tages vorlesen konnte.

Jeden Morgen folgte Amelia ihrem Ritual. Sie nahm einen Bogen blassblaues Papier aus der Kassette und strich ihn glatt. Vorsichtig schraubte sie die Kappe vom Füllfederhalter, säuberte die Feder mit einem spitzenumsäumten Taschentuch und nahm einen tiefen Atemzug, bevor sie die silberne Spitze aufs Papier setzte.

*Mein liebes Kind*, begann sie und hielt inne. Heute Nacht hatte sie von ihm geträumt und war sich nun sicher. Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht und ihre rechte Hand, die den Füllfederhalter nicht hielt, legte sich auf ihren gerundeten Bauch. Sie strich die drei Worte aus und schrieb weiter.

*Meine liebe Tochter*, erneut hielt sie inne. Nein, sie würde einen Brief an ihr Kind nicht damit beginnen, dass sie die Anrede ausstrich. Schließlich sollte ihre Tochter die Briefe später auch einmal selbst lesen. Mit einem Seufzer nahm Amelia das Blatt und zerriss es. Sie hievte sich vom Stuhl und ging zum Fenster, lehnte sich hinaus, öffnete die Hand und beobachtete, wie der Morgenwind das Papier davontrug. Vielleicht bis zum Meer, das die Klippen umtoste. An windigen Tagen meinte Amelia, die Brandung zu hören. Ihr Blick folgte den Schnipseln, die wie zarte Blüten über das karge Gras des Hochlands flatterten. Dann ermahnte sie sich zur Eile. Ihr blieb nicht viel Zeit, den Brief zu beenden.

*Meine liebe Tochter,  
ich weiß, dass Du ein Mädchen wirst, weil ich mir so sehr  
ein Mädchen wünsche. Ich habe bereits einen Namen für  
Dich. Seit dem Tag, an dem ich erfuhr, dass ich schwan-*

*ger bin, habe ich den Namen gehegt und gepflegt und mit mir getragen. Tante Mabel und meine wenigen Freunde auf der Insel haben auf mich eingeredet, dass ich auch einen Namen für einen Jungen aussuchen sollte. Nein, nein, ich will Dir die Wahrheit sagen, auch wenn sie schmerzt. Selbst meine Freunde haben auf mich eingeredet, dass ich Dir keinen Namen geben soll, dass ich Dich vergessen soll.*

*»Wenn Du dem Kind einen Namen gibst, wirst Du es nicht weggeben wollen«, haben sie gesagt.*

*Selbst wenn Du ohne Namen bliebest, würde ich um Dich kämpfen. Das wusste ich vom ersten Augenblick an. Dich und mich kann nichts trennen. Meine Familie wird versuchen, Dich mir wegzunehmen. In ihren Augen bist Du ein Missgeschick, schlimmer noch: ein Ärgernis, das sie vergessen möchten, wenn sie es schon nicht ungeschehen machen können.*

*Doch glaub ihnen nicht, meine geliebte Kleine. Für mich bist Du der Sonnenschein, der meine tägliche Düsternis erhellt. Mir ist es egal, was sie sagen; egal, ob es sich nicht gehört; egal, ob ich nie einen angemessenen Ehemann finden werde. Für Dich nehme ich alles in Kauf. Eine Zukunft mit Dir kann nur golden werden, auch wenn ich hier allein mit Dir leben werde. Es bedrückt mich nicht – nicht so wie meine Mutter –, dass ich nie mehr zur guten Gesellschaft gehören kann. Zu jenen, die nur dem Schein nachjagen und alle Gefühle hinter Konventionen versperren. Auf sie kann ich verzichten, wenn ich Dich nur bei mir habe. Gemeinsam mit Dir werde ich nie einsam sein. Ich zähle die Tage, bis ich Dich endlich in die Arme schließen kann.*

*Ich freue mich schon darauf, gemeinsam mit Dir die Sonnenuntergänge am Leuchtturm zu erleben. Zu beobachten, wie sich die Felsen in Rottöne färben, die mein Pinsel niemals einfangen kann, obwohl ich es jeden Tag aufs Neue versuche. Die verschiedenen Jahreszeiten zu erleben, die auf diesem Juwel im Meer überirdisch erscheinen.*

*Fast über Nacht hat eine Blütenpracht eingesetzt, die selbst der gehegte und gepflegte Garten meiner Familie niemals erreichen wird. Ich liebe das Blau der Jacarandabäume, das beinahe lilafarben leuchtet. Seit Tagen male ich und male und male die Pflanzen, die mir João, ein Junge aus dem Dorf, jeden Morgen vorbeibringt. Ich bedauere jede Minute, die ich für Essen und Schlafen vergeuden muss.*

*Ich könnte stundenlang von den Blumen schwärmen, die ich auf meinen langen Spaziergängen entdeckt habe. Obwohl ich mich wuchtig fühle und mir das Laufen von Tag zu Tag schwererfällt, zieht mich die Schönheit der Inselwelt hinaus. Die Dorfbewohner haben sich an meinen Anblick gewöhnt und schütteln nicht mehr den Kopf, wenn ich an ihnen vorbeistapfe – den Bauch vorgestreckt, die Staffelei auf dem Rücken. Inzwischen nennen sie mich die Blumenmalerin. Einige von ihnen haben mich sogar schon zu versteckten Schätzen geführt. Erst gestern hat mich João, der wohl ein wenig verliebt in mich ist, zu einer versteckten Stelle in den Felsen geführt. Vor Dankbarkeit habe ich ihn umarmt. Die Farbenpracht, die mir entgegenfunkelte, ließ mich alles vergessen. Ich werde Dir das Bild zeigen, in Erinnerung an einen der glücklichsten Tage hier auf der Insel. Graue Felswände, vor*

denen Ginster in einem leuchtenden Gelb erstrahlte – fast zu früh für die Jahreszeit. Und als ob ein begnadeter Künstler seinen Farbtopf ausgeschüttet hätte, erblühte mittendrin der Natternkopf, der erste Vorbote des Frühlings. Was für ein bedrohlicher Name für die fragilen violetten Blüten. Ich nenne ihn lieber den Stolz Madeiras, so taufte ihn die Menschen hier.

Meine geliebte Tochter, ich hoffe, dass Du meine Liebe zu den Blumen und der Malerei erben wirst. Ich kann es kaum erwarten, gemeinsam mit Dir die Insel zu erkunden. Hier will ich bleiben und leben. Tristyans Manor soll für mich nur eine Erinnerung an eine dunkle Zeit sein. Eine Zeit, die wir beide hinter uns lassen. Obwohl ich meinen Vater vermissen werde.

Vor meinem Fenster wächst eine Strelitzie, die Blume, die unserem Gärtner auf Tristyans Manor so viel Unbehagen bereitete, weil das Klima in Cornwall nicht das passende für sie war. Ihren Beinamen Paradiesvogelblume hat sie wahrlich verdient, denn sie sieht genauso aus: Als hätte ein ungewöhnlicher Vogel mit schimmerndem blauem und orangefarbenem Gefieder sich für eine kurze Rast auf dem schlichten Grün niedergelassen.

Meine Tochter, Du merkst, ich schweife ab. Lieber schreibe ich Dir von Blumen und Bäumen als von meiner Familie, die ich heute erwarte. Wie freundlich von ihnen, wirst Du denken, dass sie mir in der schweren Stunde der Geburt beistehen wollen. Aber Du irrst. Sie wollen mir nicht helfen. Sie wollen, dass ich mich ihren Wünschen beuge, und hoffen, dass ich zu erschöpft sein werde, mich gegen sie zu wehren.



Ein Klopfen an der Tür schreckte Amelia auf. War es bereits so spät? Hastig legte sie den Füllfederhalter zur Seite und rief: »Ich bin gleich da.« Sie pustete auf das Papier, bevor sie es eilig in einer verborgenen Schublade des Sekretärs versteckte. Das Lächeln wich einer besorgten Miene, und sie knetete die Unterlippe mit den Zähnen. Ein letzter Blick suchte nach verräterischen Spuren im Zimmer, bevor sie sich zur Tür wandte. Sie war sich ihrer Entscheidung sicher. Ihre Mutter und ihre Schwester konnten sagen, was sie wollten. Amelia würde ihre Tochter niemals aufgeben. Sie würde für ihr Kind kämpfen, kostete es, was es wollte.

## Kapitel 2

Tristyans Manor, Cornwall, 1956



**D**u musst artig sein. Bitte, Schatz, versprich es mir.« Ihre Mutter kniete sich vor Grace auf den dunklen Boden, so dass sie einander in die Augen sehen konnten. Grün-grau wie das Meer leuchteten sie normalerweise, aber heute wirkten die Augen ihrer Mutter verhangen wie der Himmel an einem Herbsttag. »Es ist wirklich wichtig für mich, Schatz.«

Grace trommelte mit den Füßen gegen den Sitz und streckte die Hand aus. Sanft berührte sie die dunklen Locken ihrer Mutter, die Emma in einem verzweifelten Versuch hochgesteckt hatte. Doch die Fülle ihrer Haare widersetzte sich allen Bestrebungen nach Ordnung, und einige Strähnen hatten sich bereits wieder gelöst. Grace liebte ihre Mutter und beugte sich nach vorn, um sie auf die Wange zu küssen.

»Ja, Mum. Ich werde brav sein. Versprochen.« Ein wenig wunderte es Grace, dass ihre Mutter seit kurzem so viel Wert auf Etikette legte und ihr ein elegantes neues Kleid gekauft hatte. Eines, das kratzte und sie einschnürte. Eines, in dem sie sich

kaum bewegen konnte. Auch die schwarzen Lackschuhe mit den silbernen Schnallen fühlten sich zu eng an, und Grace hätte sie am liebsten von den Füßen geschleudert. Aber ihre Mutter hatte ihr erklärt, dass sich das für eine Lady nicht gehörte und dass sie nun mal eine Lady sei. Lady Grace. Wie schön und vornehm das klang. Dafür ertrug Grace gern das ungewohnte Kleid und die drückenden Schuhe. »Sind wir bald da?«

»Schau, Liebes, das Meer. Wie zu Hause.« Emma blickte aus dem Zugfenster und sah eine Landschaft an sich vorbeiziehen, wie sie sie aus Märchenbüchern kannte. Grace horchte auf, weil die Stimme ihrer Mutter seltsam klang, beinahe ängstlich. »Es ist nicht mehr weit. Tristys Manor, es ... es wird dir gefallen.«

Grace rutschte auf dem unbequemen Sitz hin und her. Sie mochte nicht mehr aus dem Fenster schauen. Inzwischen fand sie die Zugfahrt langweilig. Gemeinsam mit ihrer Mutter hatte sie Sandwiches gegessen und Tee getrunken. Sie hatten gesungen, und Emma hatte ihr vorgelesen, aber die Reise schien einfach kein Ende finden zu wollen. Grace wollte endlich ankommen. Sie war schrecklich neugierig auf das sagenumwobene Tristys Manor, von dem ihre Mutter ihr so viel erzählt hatte.

Andere Mütter lasen ihren Kindern vor dem Einschlafen Märchen vor. Emma schwärmte mit leuchtenden Augen von Gewächshäusern mit exotischen Pflanzen und farbenprächtigen Orchideen. Sie malte Aquarelle für Grace, auf denen ein wunderschönes Herrenhaus inmitten einer riesigen Parkanlage thronte, und im Hintergrund waren das Meer und Klippen angedeutet.

Doch jedes Mal, wenn Grace gefragt hatte, warum sie in dem kleinen Haus am Leuchtturm auf der Blumeninsel wohnten und nicht in Tristys Manor, war Emma verstummt, hatte Grace einen Kuss gegeben und von etwas anderem erzählt.

Für eine längere Zeit hatte Emma dann Tristyans Manor in ihren Gute-Nacht-Geschichten nicht mehr erwähnt, bis Grace mit ihren Wachskreiden ein Bild des Gartens gemalt und ihre Mutter gefragt hatte, ob dort auch die blaublühenden Jacarandasträucher wuchsen, wie hier auf Madeira.

»Jacaranda und Orchideen und Orangen. Alles, was du dir vorstellen kannst, wächst in den Gewächshäusern von Tristyans Manor.« Der Blick ihrer Mutter war damals weit in die Ferne geschweift, als ob sie in der Zeit zurückreiste. »Leider gibt es in jedem Paradies einen Drachen, vor dem man sich fürchten muss und vor dem man nur davonlaufen kann.«

Ganz leise hatte Emma von dem Drachen gesprochen, damit er sie nicht hören könnte. Gemeinsam hatten sie an jenem Abend eine Höhle aus Decken gebaut, in der sie sich verstecken konnten. Grace hatte sich in die Küche geschlichen, um Proviant zu besorgen. Emma war im Zimmer zurückgeblieben, um den Drachen zu bekämpfen. So wie jede Mutter, die ihr Kind verteidigen würde, hatte sie Grace erklärt.

»Dich und mich, mein Schatz, kann nichts trennen.« Emma hatte Grace auf die Stirn geküsst, als diese mit Sandwiches beladen zurückkam. »Wir sind wie zwei Schwäne, die ein Leben lang zusammenbleiben.«

»Können wir den Drachen nicht besiegen?«, hatte Grace gefragt. »Wir beide zusammen?«

»Ach meine Kleine.« Emmas Gesicht hatte sich für einen Augenblick verdüstert, so dass Grace wünschte, sie hätte die Frage nicht gestellt. »Manchmal ist es klüger, einen Kampf zu meiden. Wenn du größer bist, vielleicht.«

So blieb Tristyans Manor für Grace ein verwunschener Ort, den sie eines Tages unbedingt kennenlernen wollte. Sie stellte

sich von diesem Abend an jeden Tag in den Türrahmen, damit Emma anzeichnen konnte, wie viel sie gewachsen war.

»Bin ich schon groß genug, um gegen den Drachen zu kämpfen?«

»Nein.« Ihre Mutter hatte lächelnd den Kopf geschüttelt, einen Pinsel in die rote Farbe getaucht und mit sicherer Hand einen Strich gezogen. »Wenn du so groß bist, überlegen wir, ob wir uns dem Ungeheuer stellen wollen.«

»Aber dann bin ich ja fast so groß wie du«, meinte Grace enttäuscht. Selbst wenn sie jeden Tag Spinat essen würde, würde es noch eine Ewigkeit dauern, bis sie den roten Strich erreichte.

So lange konnte und wollte Grace nicht warten. So gefährlich konnte der Drache nicht sein. Schließlich war ihre Mutter ihm auch entkommen, und zu zweit konnten sie jeden Drachen besiegen. Daher bettelte Grace immer wieder darum, endlich einmal das Zuhause ihrer Mutter kennenlernen zu dürfen. Doch Emma hatte stets abgewehrt und fadenscheinige Ausreden gefunden, warum sie bei all ihren Reisen niemals den Weg nach Cornwall einschlugen.

»Liebes, du bist noch zu klein.« Emma deutete auf den roten Strich am Türrahmen, lächelte und sagte nichts weiter. Doch je mehr Emma schwieg, desto größer wurde Grace' Neugier, und in ihrer Phantasie malte sie sich Tristyans Manor als das Paradies auf Erden aus. Ein Paradies, das sie wohl erst zu sehen bekommen würde, wenn sie erwachsen wäre. In unendlicher Ferne also.

Weil sie ein glückliches Kind war, das sich für vieles begeistern konnte, drängelte Grace nicht weiter, sondern stellte sich jeden Tag schweigend in den Türrahmen, um ihre Fortschritte zu messen. Langsam begann sie Tristyans Manor als etwas zu

betrachten, das sie aus einem Märchen kannte. Ein verzaubertes Schloss, um das sich Mythen und Legenden rankten. Ein Schloss voller Schönheit und Wunder, aber auch voller Gefahren für die, die es uneingeladen betreten wollten. Eine Einladung auf weißem Büttenpapier mit goldenen Lettern – so kannte sie es zumindest aus ihren Märchenbüchern – würde sie jedoch niemals erhalten, weil der Drache ihre Mutter für immer vertrieben hatte.

Daher hatte es sie vollkommen überrascht, als diese vor zehn Tagen einen Brief aus Tristyans Manor bekommen hatte. Schließlich war Grace erst neun Jahre alt und noch weit von dem roten Strich am Türrahmen entfernt. Während Grace gespannt ihre Mutter beobachtete, hatte Emma den Brief, der auf feinem weißem Papier geschrieben war, geöffnet und war ganz blass geworden. Sie hatte Grace auf ihren Schoss gezogen, das Gesicht in ihren Haaren verborgen und leise gemurmelt: »Oh Herr, lass mich das Richtige tun.«

Die Tage seit dem Eintreffen des Schreibens waren wie im Flug vergangen. Emma hatte Grace zu einer Schneiderin gezerrt, die ihr in stundenlangen Sitzungen vier Kleider angepasst hatte. Drei helle mit Spitze und ein blaues mit einem weißen Matrosenkragen. Doch damit nicht genug. Grace musste einen Friseurbesuch erdulden, dem ihre blonden Locken zum Opfer fielen und in eine brave Welle gezwungen wurden. Mit Mühe und um ihre Mutter nicht zu kränken, hatte Grace ihre Tränen zurückgehalten, als sie die Haare auf den Boden des Friseursalons fallen sah.

»Eine Schande«, hatte die Friseurin, eine stämmige Frau mit strohblonden Haaren, die sie in einer Dauerwelle trug, ihrer Kollegin zugeflüstert, bevor sie die Schere ansetzte. »So eine Pracht zu stutzen.«

Die freundlich gemeinten Worte hatten Grace bis ins Mark getroffen, und sie hatte sich das erste Mal gefragt, was für ein Mensch ihre Großmutter wohl war, dass man ihr die Locken opfern musste. Bangen Herzens wunderte sie sich, ob ihre Mutter und sie noch mehr Opfer bringen mussten, bis der Drache von Tristyans Manor zufriedengestellt wäre.

»Wir sind da.« Emma sprang von ihrem Sitz auf und zerterte die beiden Koffer von der Ablage. Sie drückte Grace ihre Handtasche in den Arm und versuchte, ermutigend zu lächeln. »Komm, beeil dich.«

Vor lauter Aufregung ließ Grace die Handtasche fallen und blieb mit ihrem Lackschuh am Türrahmen hängen. Ein tiefer Kratzer zog sich über das glänzende Schwarz. Grace schaute an sich herunter, und Tränen traten ihr in die Augen. Das Kleid war zerknittert, der Schuh zerstört. Was würde sie für einen Eindruck auf ihre Großmutter machen, die anscheinend sehr viel Wert auf Anstand und Sitte legte? Grace stellte sie sich immer ein wenig wie Frau Holle vor. Eine würdevolle, aber strenge alte Dame mit weißen Haaren und vielen Falten. Würde ihre Großmutter den Drachen loslassen, damit er die unordentliche Grace und ihre Mutter sofort wieder aus dem Paradies verjagte?

»Komm, Schatz. Trödel nicht.« Ihre Mutter, in jeder Hand einen Koffer, blickte über die Schulter. Emma, die in dem eleganten grauen Kostüm und den farblich passenden Handschuhen fremd und unnahbar wirkte, bemühte sich um ein Lächeln. »Mit dem Schuh, das ist nicht so schlimm.«

Grace drängte die Tränen zurück und folgte ihrer Mutter hinaus auf den kleinen Bahnhof. Wie anders er wirkte als Victoria Station – dort hatte sich Grace gefürchtet. Die vielen Menschen auf dem großen Londoner Bahnhof hatten ihr eine solche

Angst eingejagt, dass sie das Handgelenk ihrer Mutter mit beiden Händen festgehalten hatte, um nur ja nicht von der Menschenmenge fortgetragen zu werden und verloren zu gehen.

Der Bahnhof von Perranporth hingegen sah überschaubar aus und freundlich mit seinem weißen Zaun und den kleinen Blumenrabatten, die mit flachen weißen Steinen umsäumt waren.

»Schau, da ist Michaels.« Ihre Mutter winkte einem älteren Herrn zu, der neben einem großen schwarzen Auto stand. Grace verspürte eine leichte Enttäuschung. Sie hatte auf eine Kutsche wie im Märchen gehofft. Gezogen von sechs edlen Schimmeln, die ihre Mutter und sie zu dem verwunschenen Schloss brächten. Ob Tristys Manor auch von Dornenstrüpp verborgen wurde wie Dornröschens Schloss? Sie musterte den Mann, den ihre Mutter Michaels genannt hatte. Er trug eine Uniform und erschien Grace sehr aufrecht und förmlich. Ob er der Drache war, vor dem ihre Mutter geflohen war?

»Lady Emma, schön, Sie wieder zu Hause zu haben.« Michaels nickte ihrer Mutter zu, ehe er die beiden Koffer nahm. In seinen großen Händen wirkten sie wie Puppenspielzeug. Grace schluckte, als er sich zu ihr hinabbeugte. »Und du bist bestimmt die kleine Lady Grace, nicht wahr?«

»Guten Tag. Ich freue mich, Sie kennenzulernen.« Grace versuchte einen Knicks, der ihr allerdings vor Aufregung misslang, was Michaels ein Lächeln entlockte. »Aber ich bin noch keine Lady, ich bin Gracie.«

»Lady Galveston erwartet Sie bereits.« Obwohl Michaels freundlich klang, bemerkte Grace, wie sich ihre Mutter abstützen musste. »Ihre Ladyschaft hat Ihr altes Zimmer für Sie herrichten lassen, Lady Emma.«

»Danke«, flüsterte Emma und kletterte vorsichtig in den schwarzen Wagen.



»Danke«, flüsterte auch Grace und folgte ihrer Mutter. »Wie weit ist es noch?«

»Oh, in knapp zehn Minuten dürften wir da sein, kleine Lady.« Michaels zwinkerte ihr zu und schloss die Wagentür.

Grace rutschte aufgeregt auf dem Sitz hin und her, bis ihre Mutter ihr sanft die Hand auf den Unterarm legte. Von da an saß Grace still da und drehte nur noch den Kopf von einer Seite zur anderen, damit ihr auch ja nichts entging. Sie fuhren eine schmale Straße entlang, die von Hecken gesäumt und von Bäumen so weit überdacht war, dass nur wenig Licht in den Wagen fiel. Grace konnte es kaum erwarten, endlich Tristyens Manor zu sehen. Als sie am Ende des Hohlwegs angekommen waren, hielt Michaels an.

»Tristyens Manor, Lady Grace.« Er deutete mit der linken Hand nach vorn. »Es hat sich nicht sehr verändert, seitdem Sie weg sind, Lady Emma.«

Grace traute ihren Augen kaum. Sicher, ihre Mutter hatte von Tristyens Manor wunderschöne Bilder gemalt und spannende Geschichten erzählt, aber niemals hatte es sich Grace so überwältigend vorgestellt. Vor ihnen erstreckte sich eine weitläufige, sehr gepflegte Rasenfläche. Dahinter erhob sich ein riesen-großes graues Haus, ein zinnenbewehrtes Gebäude mit Türmen und Mauern, die von Efeu überwachsen schienen. Tristyens Manor sah so viel mehr nach verwunschenem Schloss aus, als es sich Grace je erträumt hatte.

»Wo ... wo sind der Garten und die Gewächshäuser?«, fragte sie mit piepsender Stimme. Sie hatte sich so sehr auf die Orchideen und Orangenbäume gefreut.

»Hinter dem Haus«, antwortete Michaels und lachte dröhnend. »Die junge Lady hat bisher noch kein Herrenhaus gesehen, nicht wahr?«

Emma schwieg und starrte geradeaus. Ihre Fingerspitzen hatte sie aneinandergelegt und hob sie jetzt an die Stirn wie zum Gebet. Grace beugte sich zu ihrer Mutter und strich ihr über den Arm. Emma lächelte sie an. Ein Lächeln, das die Augen nicht erreichte.

»Ich hatte gehofft, ich würde sie nie wiedersehen«, flüsterte Emma so leise, dass Grace sie kaum verstehen konnte, und küsste sie auf den Haaransatz. »Und jetzt muss ich sie um Hilfe bitten.«

Emma sagte kein Wort mehr, bis Michaels den Wagen vor dem Herrenhaus zum Stehen brachte. Grace griff nach der Hand ihrer Mutter und drückte sie. Auf den Stufen einer breiten Steintreppe standen Menschen in einer Reihe nebeneinander. An der Spitze wartete ein älterer Herr mit schwarzem Anzug, weißem Hemd und ernstem Blick neben einer Dame in einem dunklen Kleid; an dritter Stelle stand ein jüngerer Mann, der Grace zuzwinkerte, als sie aus dem Auto stieg; dann waren da noch drei Mädchen, die graugrüne Kleider mit weißen Schürzen und weiße Hauben trugen und zu Boden blickten.

»Wer sind die beiden Älteren da? Sind das Großvater und Großmutter?«, flüsterte Grace, die sich hinter ihrer Mutter versteckte und sie am Ärmel zupfte. Die streng aussehenden Herrschaften schauten stur geradeaus und würdigten Grace keines Blickes.

»Nein, Schatz, das sind Hawkins, der Butler, und Dickens, die Hausdame. Daneben stehen der Diener und die Dienstmädchen. Wo nur die Köchin ist?« Ihre Mutter beugte sich zu ihr herab und seufzte. »Komm, lass uns deine Großmutter begrüßen.«

Während Grace sich fragte, wo sich ihre Großmutter wohl versteckt hielt und warum sie nicht mit den anderen auf sie wartete, zog ihre Mutter sie hinter sich her die Treppenstufen hinauf,

vorbei an der gesamten Dienerschaft, die Emma mit einem Nicken begrüßte. Grace tat es ihr nach und lächelte alle an.

Vor der hohen Tür, die zur Hälfte aus Glasfenstern bestand, blieb Emma stehen und holte tief Luft. Sie reckte den Kopf vor.

»Grace, Schatz, bitte benimm dich.« Ihre Mutter strich ihr über den Kopf, blieb stehen und wartete. Hawkins ging an ihnen vorbei und öffnete die Tür. »Und lass dir von deiner Großmutter keine Angst machen.«

Bevor Grace fragen konnte, warum sie sich vor ihrer Großmutter fürchten sollte, blieb ihr vor Staunen der Mund offen stehen. Was für eine Pracht! Allein die Eingangshalle des Herrenhauses erschien ihr so groß wie ihr gesamtes Häuschen auf Madeira. Ehrfürchtig schaute sich Grace um. Die schwarz-weißen Muster des Fußbodens glänzten wie blankpoliert. Vor ihnen erhob sich eine weiße Steintreppe, breiter als der Wagen, in dem sie gekommen waren. Doch was Grace am meisten beeindruckte, war der Ausblick, der sich ihr bot. Lebensgroße Statuen, wie sie sie bisher nur in Museen gesehen hatte, hielten Wache neben der geöffneten Tür, die einen Blick in das nächste Zimmer und darüber hinaus ermöglichte. Dort war er, der Park, von dem ihre Mutter ihr so viel erzählt hatte. Hinter einem schimmernden Kiesweg sah Grace eine Rasenfläche, an die sich der Garten anschloss. Allerdings konnte sie nur die Hecken erkennen, die den Park umschlossen und vor neugierigen Blicken verbargen. Ein gewaltiger Brunnen mit einer hochaufragenden Frauenfigur versperrte ihr die Sicht. Sie zog an der Hand ihrer Mutter, um sich loszureißen und hinauszu-  
laufen, doch Emma hielt Grace' Finger fest umklammert.

»Grace. Schatz. Das ist deine Großmutter. Lady Bethany Galveston, Marchioness of Henlys. Sag guten Tag.«

# Kapitel 3

Deutschland 2012



**E**in klirrend kalter März morgen. Die Frühlingssonne schaffte es nicht, den Frost zu vertreiben, der sich durch das geöffnete Fenster in die Wohnung schlich. Aber nicht der eisige Wind trug die Schuld daran, dass Laura fröstelte. Sie beugte sich weit aus dem Fenster und warf die Papierschnipsel in die Luft. Der Wind griff danach und wirbelte einzelne von ihnen hoch hinauf, ehe er sie weitertrug. Der Großteil jedoch verteilte sich über den Bürgersteig vor dem Haus. Das würde ihr einen Rüffel von der Mieterin im Erdgeschoss einbringen, dachte Laura. Als gäbe es nichts Wichtigeres als die anstehende Hauswoche. Dieses deutsche Ritual hatte Laura nie begreifen können. Daran hatte sie stets gemerkt, dass sie eine Fremde in Fabians Land bleiben würde, so sehr sie sich auch bemühte, sich anzupassen. Alles aus Liebe zu ihrem Mann. Der Liebe ihres Lebens. Das hatte sie jedenfalls geglaubt. Mit der Zeit waren ihre Gefühle zwar ruhiger, vielleicht sogar ein bisschen langweilig geworden, aber dass sie ewig halten wür-

den, stand für Laura außer Frage. Fabian war der Richtige. Auch wenn seine Eigenheiten sie manchmal zur Weißglut trieben und sie beide im Laufe der Jahre ihre eigenen Leben und ihre Berufe stärker in den Mittelpunkt gestellt hatten – es blieb das Gefühl der Verbundenheit. Sie hatte Fabian für seine kleinen Gesten geliebt, für die nahezu unleserlichen Zettel, die er ihr schrieb, bevor er auf eine Dienstreise fuhr. Für seine Verlässlichkeit und die Stabilität. Sie war sich sicher gewesen, dass sie alle Höhen und Tiefen gemeinsam durchleben würden, dass es nichts gab, was ihre Liebe zerstören könnte. Auch jetzt noch glaubte sie daran. Sie hätten es schaffen können, wenn sie nur eine Chance gehabt hätten.

Für immer und ewig. Sie schaute den letzten Papierschnipseln nach, die der Wind in eine kahle Baumkrone entführte. Wenn sich wenigstens der Frühling zeigen würde. Das aufblitzende Grün trüge die Illusion von Leben und Zukunft in sich. Das Hellgrau des Februars schien sich in diesem Jahr unendlich auszudehnen. Vielleicht lag es ja auch an ihr. Haarsträhnen wehten Laura ins Gesicht, die sie mit einer ungeduldigen Handbewegung zurückstrich. Heute Morgen hatte sie beim Blick in den Spiegel gesehen, dass der Schnitt ihres Pagenkopfes endgültig herausgewachsen war. Aber allein der Gedanke daran, zum Friseur zu gehen, sich über den Urlaub oder das Wetter unterhalten zu müssen, ermüdete Laura. Dann lasse ich meine Haare eben wachsen, hatte sie mit einem Anfall von Trotz gedacht. Jetzt, da Fabian nicht mehr darauf beharren konnte, dass ihr die halblangen Haare am besten stünden. *Freedom is just another word for nothing left to lose*, spukte der Songtext von Janis Joplin wieder einmal durch ihren Kopf. Mit einem Schaudern schloss sie das Fenster und drehte sich um. Alles im Wohnzimmer erinnerte sie an Fabian. Der blaue

Eisbären-Radiergummi, sein Weihnachtsgeschenk vom letzten Jahr, auf das er so stolz gewesen war. Weil er sich sicher sein konnte, dass der Eisbär Laura gefiel und dass sie ihn sich niemals selbst gekauft hätte.

Seine DVD-Sammlung der *Sopranos* lag noch unter dem Fernseher, als ob er gleich zur Tür hereinkäme, um seine Lieblingsfolge das fünfte Mal anzuschauen. Auf dem Großbildfernseher, den er unbedingt haben wollte, damit er alle *Star-Trek*-Folgen sehen konnte. Raumschiffe wirkten nur auf einem großen Bildschirm, hatte er Laura gegenüber den Spontankauf begründet.

»Lass es uns gemeinsam anschauen«, hatte Fabian ihr immer wieder vorgeschlagen. An den wenigen freien Tagen, die sein Beruf ihm ließ. »Wir nehmen uns zehn Tage Zeit und gucken alles von *Captain Kirk* bis *Voyager*. So lange, bis wir viereckige Augen haben.«

»Heute nicht. Ich muss erst noch einen Plan zu Ende zeichnen«, hatte Laura lachend geantwortet. Immer stand ein Auftrag an oder der Besuch in einer Gärtnerei oder eine Mail, die noch dringend geschrieben werden musste.

Sie liebten ihre Berufe, und viel zu oft kam es vor, dass einer von beiden die Zeit am Schreibtisch vergaß. Auf Wunsch ihrer Eltern hatte Laura erst Englisch und Geschichte studiert, aber dann noch ein Gartengestaltungsstudium am Writtle College angeschlossen. Sie hatte damit gerechnet, sich zu Beginn ihrer Selbständigkeit erst eine Weile mit Kellnern und anderen Jobs über Wasser halten zu müssen, doch schneller als erwartet konnte sie Gartenprojekte realisieren. Schweren Herzens hatte sie alles wieder aufgegeben, um mit Fabian nach Deutschland zu ziehen. Hier erwies es sich als schwieriger, Kunden zu gewinnen, aber nach und nach hatte sich Laura auch hier ei-

nen Namen gemacht. Fabian hatte stets darüber gewitzelt, dass ihr Studiengang MAGD hieß – Master Of Garden Design –, aber oft hatte er gegenüber Freunden und Kollegen voller Stolz über Lauras Gartenbauprojekte geredet.

»Wir schauen uns alles an, wenn wir in Rente sind.«

Bis fünfundfünfzig wollten sie beide arbeiten. Sie wollten ein Haus kaufen. Am Meer, vielleicht in Frankreich oder Holland oder in England, Lauras Heimat. Hauptsache, dem Wasser nah. Das Meer hatte sie immer vermisst. Laura hatte nicht lange nachdenken müssen, ob sie Fabian nach Deutschland folgte, und hatte ihren Entschluss nie bereut. Nur nach dem Meer, das zu Hause in Cornwall einfach dazugehörte, hatte sie sich beinahe täglich gesehnt. So sehr, wie sie sich jetzt nach Fabian sehnte.

Nur nicht daran denken. Sie ging zum Bücherregal und nahm sein letztes Geschenk in die Hand. Das Pop-up-Buch vom kleinen Prinzen, so kostbar, dass sie kaum wagte, es aufzuschlagen, aus Angst, die fragilen Pappbilder zu zerstören. Sein Lächeln, als sie das Geschenkpapier geöffnet und vor Freude über das unerwartete Präsent Tränen in den Augen gehabt hatte. Sie legte das Buch wieder ins Regal und trat einen Schritt zurück.

Mit der Kniekehle prallte sie gegen den schwarzen Couchtisch, den sie gemeinsam ausgesucht hatten. Zu gut erinnerte sich Laura daran, wie Fabian das Tischchen fluchend aufgebaut hatte, bis sie ihm den Schraubendreher aus der Hand genommen hatte. Heimwerken war nicht seine Stärke gewesen.

Die Erinnerung drohte sie zu überwältigen, und sie floh aus dem Wohnzimmer in ihr Arbeitszimmer. Der einzige Ort in ihrer gemeinsamen Wohnung, aus dem sie alles verbannt hatte, was sie an Fabian erinnerte. Ihr Refugium. Der Ort, an

dem die Erinnerungen und die Schuld ihr nicht ins Auge sprangen.

Nur führte der Weg an seinem Arbeitszimmer vorbei. Die Tür ließ sich nicht schließen, weil eine zerbrechliche Konstruktion aus diversen Kabeln die Telefondose auf dem Flur mit dem Internetanschluss verband. Wie magisch angezogen blieb sie einen Moment an der Tür stehen, ehe sie schließlich eintrat. So wie jeden Morgen seit einem halben Jahr. Jeden Morgen wollte sie dieses Ritual durchbrechen, wollte einfach an seinem Arbeitszimmer vorbeigehen, und scheiterte jedes Mal.

Sie ließ sich auf das mintgrüne Sofa sinken, ein Designerstück, viel zu tief und unbequem. Aber es hatte Fabian sowieso nur als Ablage gedient. Daneben standen die gerahmten Bilder, Kunstdrucke von Monet und Marc und Hopper. Seit ihrem Einzug vor zwei Jahren lagerten sie auf dem Fußboden, weil Fabian immer wieder vergaß, sich eine Bohrmaschine auszuleihen. Absichtlich vergaß, so vermutete Laura, um sich nicht zu blamieren.

In der Mitte, direkt vor dem Fenster, stand der schwere dunkelbraune Tisch. Eigentlich ein Esstisch, aber Fabian hatte einen extrabreiten Schreibtisch gewollt, für die Papierstapel. Er war Anwalt von Beruf und hatte beinahe jeden Abend Akten mit nach Hause gebracht, die sich auf dem Schreibtisch anhäuferten. Gegen Lauras Rat hatte Fabian sich für das Monstrum entschieden, neben dem alles andere winzig wirkte. Seit sechs Monaten war der Schreibtisch leer, was Laura jeden Morgen dazu brachte, auf ihre Lippe zu beißen, um die Tränen zurückzuhalten. Jeden Morgen nahm sie sich vor, ein Buch oder die Tageszeitung oder ein paar Stifte auf den Tisch zu legen, um die Leere zu durchbrechen. Jeden Morgen gelang es ihr nicht, weil es ihr verlogen erschien. Warum die Illusion erzeugen, dass Fabian zurückkäme? Sie wusste es besser.



Rechts reihten sich Regale auf, vollgestopft mit Büchern, Zeitschriften, Aktenordnern und Stempeln. Wie konnte ein Mensch nur so viel von den Dingen benötigen, hatte Laura gespottet, nachdem der Paketbote eine Woche lang jeden Tag einen neuen Stempel gebracht hatte. Auch heute noch kam Post für Fabian. Rechnungen, Werbung, Schreiben von Versicherungen. Laura brachte die Kraft nicht auf, Fremde anzuschreiben und sie zu benachrichtigen. Ihr Herz schlug schneller, und sie wünschte sich die Stärke, einfach alles zu nehmen und in Kisten und Kartons zu verpacken. So wie sie es damals mit den Sachen auf seinem Schreibtisch getan hatte. Nur zu gut erinnerte sie sich an den Tag. An das Klingeln. An die mitleidigen Blicke der Männer, die sie vorher nie gesehen hatte. Bevor nur ein Wort gefallen war, hatte sie gewusst, was geschehen war.

Nachdem die Männer gegangen waren, hatte Laura schweigend vor sich hin gestarrt und dann in einer Art Betäubung Fabians Schreibtisch leer geräumt und gründlich abgeschrubbt. Erst dann hatte sie ihre Familie angerufen und schließlich Fabians Eltern. Heute wünschte sie sich, sie hätte damals alles verpackt. Verpackt und vergessen. Aus den Augen, aus dem Sinn.

»Warum verkaufst du seine Sachen nicht?«, hatte eine Freundin vor ein paar Wochen gefragt. In diesem wohlmeinenden Ich-meine-es-doch-nur-gut-Ton, den Laura hassen gelernt hatte. »Oder spendest sie, wenn du kein Geld dafür willst?«

Laura hatte sie schweigend angeschaut, so lange, bis ihre Freundin rot angelaufen war und sich bald danach verabschiedet hatte. Laura konnte Fabians Sachen nicht weggeben. Sie musste sie behalten. Auch als Mahnmal und als Erinnerung an ihre Schuld. Laura schloss die Augen und atmete tief ein und aus.

»Das ist normal. Sie müssen diese Phase durchlaufen«, hatte der Leiter der Gruppe gesagt, zu der sie eine andere, ebenfalls wohlmeinende Freundin mitgeschleift hatte. »Aber Sie müssen an sich arbeiten, damit Sie die nächste Stufe erreichen.«

»Wer sagt Ihnen, dass ich die nächste Stufe erreichen will?« Mit diesen Worten war Laura aufgestanden und hatte den Raum verlassen, und die Gruppe und auch die Freundin.

Sie öffnete die Augen und starrte die Buchrücken an. Die Sammlung aller *Maigret*-Krimis, Kunstbände, Reiseführer zu den Reisen, die sie gemeinsam unternommen hatten. Toskana, Tunesien, London, Teneriffa, Portugal, Spanien, Niederlande, Madeira ...

Auf dem Tischchen neben dem Sofa lagen die Reiseführer mit dem Ziel Australien. Ihre große Reise. In sechs Wochen hätten sie fliegen wollen. Heute waren die Tickets gekommen. Laura hatte sie genommen und in winzige Fetzen zerrissen und dem Wind geschenkt. Als ob sie damit der Erinnerung entrinnen könnte.

Das Telefon klingelte. Laura schaute auf das Display. Keine Rufnummer. Ihre Schwester. Hannah wollte sicher wissen, wie es ihr ging. Was sollte Laura antworten?

»Ich weiß es nicht. So wie jeden Tag seit einem halben Jahr. Nein, es ändert sich nicht.«

Sobald sie so etwas sagte, würde Hannah vorbeikommen wollen. Sich in den nächsten Flieger setzen und zur Rettung ihrer älteren Schwester herbeieilen. Mit Essen von daheim und tröstlichen Worten, die Laura in ein Gefühlswirrwarr stürzen würden. Zorn, weil sie keinen Trost wollte und auch keinen Trost empfinden konnte. Scham, weil Hannah versuchte, zu helfen, so wie ihre Freundinnen, die in den ersten Tagen und Wochen täglich angerufen oder sie mit Besuchen überrascht

hatten. Lauras harsche Worte oder ihr dumpfes Schweigen hatten schließlich selbst die treuesten vergrault. Hinterher hatte es Laura oft leidgetan, aber wie hätte sie reagieren sollen auf Plattitüden wie »Die Zeit heilt alle Wunden«? Was hätten die Freundinnen anderes sagen können? Laura wusste es nicht.

Nur Hannah war geblieben. Vier Wochen lang. Ihre Schwester hatte sich um Einkäufe gekümmert, die Blumen gegossen und Mails an Lauras Auftraggeber geschrieben, solange Laura im Bett lag und nichts und niemanden sehen wollte. Dafür schuldete Laura es ihr, ans Telefon zu gehen.

»Wie geht es dir? Kannst du schlafen?« Hannah hielt sich nicht mit Eröffnungsgeplänkel auf. »Nimmst du immer noch Tabletten?«

»Nein, schon länger nicht mehr«, log Laura und hoffte, dass ihre Schwester es ihr nicht anhörte. »Ich schlafe ganz gut. Den Umständen entsprechend.«

Sie wünschte, sie hätte Hannah nicht in einem Moment der Schwäche von den Träumen erzählt, die sie jede Nacht heimsuchten. Nur dann nicht, wenn sie Tabletten nahm. Träume, in denen Laura auf einem Hochhaus stand, an der äußersten Kante des Daches, wie magisch angezogen von der Tiefe. Nächte, in denen sie endlose Leitern hochkletterte, einem Schemen hinterher, der sie an Fabian erinnerte. Bis zu dem Moment, wo er sich auflöste und Laura nach unten sah. Paralyisiert vom Abgrund, der sich unter ihr auftat. Sie fiel niemals in diesen Träumen, aber sie fürchtete jedes Mal, dass sie eines Nachts den letzten Schritt gehen würde. Fürchtete sie es, oder wünschte sie es sich?

»Kommst du nach Hause?« Hannahs Stimme zerrte Laura aus ihren Gedanken. »Wie lange willst du noch in der Wohnung bleiben?«

»Heute sind die Flugtickets für Australien gekommen.« Laura wollte nicht schon wieder darüber diskutieren, dass es für sie gleich war, wo sie lebte. Als ob die Erinnerung an Fabian ortsgelungen wäre. »Ich ... ich hatte sie ganz vergessen.«

»Was willst du damit machen?«

»Ich habe sie zerrissen.« Das klang theatralisch und melodramatisch, musste Laura zugeben. Eben war es ihr noch als das einzig Richtige erschienen. »Blöd, ich weiß.«

Mit dem Telefon in der Hand verließ sie Fabians Zimmer und ging in ihr Arbeitszimmer. Auf ihrem Schreibtisch lagen die Gartenbaukataloge noch immer ungeöffnet neben ersten Entwürfen für ihre aktuellen Gartengestaltungsprojekte. Jeden Tag nahm sich Laura vor, heute mit der Arbeit zu beginnen, und jeden Tag starrte sie nur auf die Bücher oder auf den Bildschirm ihres Notebooks. Noch hatten ihre Kunden Geduld mit ihr. Aber langsam rückte die Pflanzzeit näher. Mit dem Frühling einher gingen erste Anfragen, wie lange Lauras Entwürfe noch auf sich warten ließen.

»Vielleicht solltest du einfach mal wegfahren. Für länger.« Hannah klang energisch. Laura wäre gern wie ihre Schwester, die sich jedem Problem stellte, es bekämpfte und besiegte.

»Australien. Entschuldige, nein. Aber Neuseeland vielleicht.«

»Ich weiß nicht.« Fabian war der, der Fernreisen liebte. Laura zog es nicht in exotische Länder. In den Australienurlaub hatte sie nur seinetwegen eingewilligt. »Das ist zu weit weg.«

»Dann fahr nach Madeira. Da gibt's doch das Haus dieser alten Tante von uns.« Hannah war begeistert von ihrem Vorschlag. »Das käme nicht so teuer. Ich könnte dich besuchen, damit du nicht allein bist.«

»Ich weiß nicht.« Laura kam sich vor wie ein Papagei, der nur eine Antwort kannte.